Zeitschrift: Jeunesse et sport : revue d'éducation physique de l'École fédérale de gymnastique et de sport Macolin

Herausgeber: École fédérale de gymnastique et de sport Macolin

Band: 33 (1976)

Heft: 2

Rubrik: Forschung, Training, Wettkampf : sporttheoretische Beiträge und Mitteilungen = Recherche, entraînement, compétition : complément consacré à la théorie du sport

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FORSCHUNG TRAINING WETTKAMPF
Sporttheoretische Beiträge und Mitteilungen

RECHERCHE ENTRAINEMENT COMPÉTITION
Complément consacré à la théorie du sport

REDAKTION: FORSCHUNGSINSTITUT DER ETS
RÉDACTION: INSTITUT DE RECHERCHES DE L'EFGS

Nach internationalem wissenschaftlichem Brauch erscheinen Publikationen in dieser 8 Seiten umfassenden Beilage in der Originalsprache und werden durch die Redaktion lediglich mit einer anderssprachigen Zusammenfassung ergänzt.

Selon la coutume internationale dans les sciences, les publications de ce complément de 8 pages se font dans leur langue d'origine. La rédaction ajoute uniquement un bref résumé dans l'autre langue.

Aus dem Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich (Direktor: Prof. Dr. med. M. Schär)

Der Einfluss der Eltern auf den Tabakkonsum und das Sportverhalten ihrer Kinder

K. Biener und R. Vogt

1. Einleitung und Ziel

Immer mehr interessieren innerhalb der Forschung zur Prävention eines Tabakkonsums, welche Einflüsse Erwachsene auf Jugendliche, speziell rauchende Eltern auf ihre Kinder ausüben. In der Literatur sind darüber einige Erfahrungen mitgeteilt worden. (*Bothwell* 1959, *Lawton* 1963, *Biener* 1970). Wie jedoch der Faktor des Sportverhaltens in der Dreieckbeziehung Elternschaft – Sport – Tabakkonsum verankert ist und wie eng die Korrelationen zwischen dem Sportverhalten Jugendlicher und dem der Eltern in Abhängigkeit vom Tabakkonsum beider Vergleichsgruppen sind, darüber sind noch keine konkreten Angaben gemacht worden. Aus diesem Grunde haben wir diesen Beziehungen in einer Studie an 648 Jugendlichen unsere Aufmerksamkeit geschenkt.

2. Material und Statistik

Zur Verfügung standen 417 Jungen und 231 Mädchen vorwiegend aus der Kantonsschule Baden/Aargau. Diese Schüler standen im Alter von 16 bis 20 Jahren. Sie wurden mit einem Fragebogen in der Schule erfasst. Die Auswertung erfolgte unter Zuhilfenahme eines Lochkartensystems. Jedem der 648 Bogen wurde eine Lochkarte zugeordnet, auf die je 50 Daten beziehungsweise Antworten übertragen wurden. Die Auszählung gestaltete sich somit fehlerfrei. Statistisch signifikante Unterschiede wurden mit dem Chi-Quadrat-Test (Pearson) errechnet.

3. Rauchgewohnheiten der 648 Jugendlichen

Insgesamt waren 32,4 Prozent aller dieser Erfassten Raucher, und zwar 32,9 Prozent bei den Burschen und 31,6 Prozent bei den Mädchen. Der Unterschied war statistisch nicht signifikant. Wie sich auch in andern Schülerkollektiven bestätigte, rauchten also praktisch gleich viele Mädchen wie Burschen in dieser Schule. Die männlichen Raucher unter diesen Kantonsschülern konsumierten in einem Drittel 10 und mehr Zigaretten am Tag und in einem Drittel weniger als 10, und in einem Drittel handelte es sich um unregelmässige Raucher mit weniger als einer Zigarette pro Tag. Bei den Mädchen fanden sich in einem Viertel regelmässige Raucherinnen über 10 Zigaretten täglich und in der reichlichen Hälfte solche unter 10 Zigaretten, während ein knappes Viertel selten, unregelmässig rauchte. Eine tabellarische Übersicht zeigt die altersspezifische Verteilung.

Tabelle 1: Rauchgewohnheiten bei 16- bis 20jährigen Kantonsschülern, Aargau (n = 648).

Alter	Raucher	Raucherinnen
16 Jahre	19%	13%
17 Jahre	19%	21%
18 Jahre	40%	40%
19 Jahre	41%	40%
20 Jahre	42%	43%
Total	33%	32%

Im 18. Lebensjahr zeigt sich eine deutliche Zunahme der Raucherzahlen; in diesem Alter wird das Gewicht vom unregelmässigen, seltenen Rauchen auf regelmässigen, mittleren und starken Tabakkonsum verlagert. Es konsolidieren sich die typischen Raucher, die ihre Verhaltensweisen dann meist lebenslang beibehalten.

4. Rauchgewohnheiten der Eltern

Während die Väter der rauchenden Jugendlichen in 58 Prozent ebenfalls Raucher und nur 42 Prozent Nichtraucher waren, verhielt es sich bei den Schülern ohne Tabakkonsum gerade umgekehrt: sie hatten in 45 Prozent Raucher als Väter und in 53 Prozent Nichtraucher. Der Chi-Quadrat-Test ergibt einen Wert von 9,772; damit ist statistische Signifikanz bewiesen (Grenzwert bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 1 Prozent ist 6,625). Bei den Müttern war die Situation ähnlich. 29 Prozent der Mütter rauchender Schüler rauchten ebenfalls gegenüber nur 20 Prozent der Mütter nicht rauchender Schüler. Der Chi-Quadrat-Test ergibt einen Wert von 5,566, womit auch dieses Resultat als statistisch signifikant abzusichern ist (Grenzwert bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 Prozent ist 3,841).

Raucher = R, Nichtraucher = NR

Tabelle 2: Rauchgewohnheiten bei Kantonsschülern und deren Eltern, Aargau (n = 648).

	Väter		Mütter	
	R = %	NR = %	R = %	NR = %
Jungen und Mädchen, R	120 = 58,3	80 = 41,7	60 = 28,7	149 = 71,3
Jungen und Mädchen, NR	192 = 44,7	238 = 55,3	86 = 20,0	344 = 80,0
Total	312 = 49,1	324 = 50,3	146 = 22,9	493 = 77,1

Auffallend ist, dass rund die Hälfte der Väter und ein Viertel der Mütter überhaupt Tabakkonsumenten sind.

5. Rauchgewohnheiten der Geschwister

Wieweit das Rauchen oder Nichtrauchen auch unter Geschwistern «ansteckend» wirkt, zeigt nachfolgende Tabelle.

Tabelle 3: Rauchgewohnheiten von Kantonsschülern und deren Geschwistern, Aargau (n = 648).

	ältere Geschwister			jüngere Geschwister		
	R/%	NR/%	R + NR/%	R/%	NR/%	R + NR/%
Jungen + Mädchen, R	53 = 41,1	49 = 38,0	27 = 20,9	16 = 21,9	51 = 69,9	6 = 8,2
Jungen + Mädchen, NR	72 = 30,9	121 = 51,9	40 = 17,2	15 = 10,4	127 = 88,2	2 = 1,4
Total	125 = 34,5	170 = 47,0	67 = 18,5	31 = 14,3	178 = 82,0	8 = 3,7

Die Ergebnisse zeigen, dass Raucher verglichen mit Nichtrauchern häufiger rauchende Geschwister haben, Nichtraucher hingegen überwiegend mit nicht rauchenden Brüdern und Schwestern umgeben sind. Die Beeinflussung innerhalb der Familie ist also auch im Bereich des Tabakkonsums eindeutig.

6. Rauchgewohnheiten kontrasexueller Freunde

Auf die Fragen an die Jungen: «Raucht deine Freundin? Ja / Nein / Habe keine» und an die Mädchen: «Raucht dein Freund? Ja / Nein / Habe keinen» ergibt sich folgende Antwortverteilung. Aufgeführt sind nur die Antworten der Schüler, welche einen kontrasexuellen Freund angegeben haben (Tab. 4). Raucher haben also beinahe gleich häufig eine rauchende wie eine nicht rauchende Freundin, während Nichtraucher eindeutig häufiger Nichtraucherinnen als Freundin nennen. Raucherinnen ihrerseits haben doppelt so häufig einen rauchenden Freund wie einen nicht rauchenden, doch die Nichtraucherin ist eindeutig bevorzugt mit einem Nichtraucher befreundet.

Tabelle 4: Rauchgewohnheiten von Kantonsschülern und deren Freunden, Aargau (n = 648).

	Freundin			Freund	
	R	NR		R	NR
Jungen, R	35	42	Mädchen, R	37	16
Jungen, NR	26	91	Mädchen, NR	25	62
Total	61	133	Total	62	78

7. Sportverhalten rauchender und nicht rauchender Kantonsschüler

Erfasst wurden der ausserschulische Freizeitsport (ausserhalb des obligatorischen Turnunterrichts) und die Mitgliedschaft in einem Sportklub. Diese beiden Parameter wurden den Rauchgewohnheiten gegenübergestellt.

Tabelle 5: Sportverhalten und Rauchgewohnheiten von Kantonsschülern, Aarau (n = 648). Freizeitsport und Sportklubmitgliedschaft.

	Treibst Du Freizeitsport?		Bist Du im Sportklub	
	ja/%	nein/%	ja/%	nein/%
Jungen, R	115 = 83,9	22 = 16,1	58 = 42,3	79 = 57,7
Jungen, NR	242 = 86,4	38 = 13,6	135 = 48,2	145 = 51,8
Total	357 = 85,6	60 = 14,4	193 = 46,3	224 = 53,7
Mädchen, R	62 = 84,9	11 = 15,1	25 = 34,2	48 = 65,8
Mädchen, NR	138 = 87,3	20 = 12,7	57 = 36,1	101 = 63,9
Total	200 = 86,6	31 = 13,4	82 = 35,5	149 = 64,5

Es zeigt sich also, dass rauchende Jungen und Mädchen in etwas geringerem Masse freiwillig und zusätzlich Freizeitsport treiben als nicht rauchende Vergleichsschüler. Die insgesamt mit rund 85 Prozent recht hohe Beteiligung an ausserschulischem Sport deckt sich mit unseren Erhebungen an 1660 Lehrlingen aus Maschinenbaubetrieben der Nordschweiz, die in 83 Prozent (männliche Stadtjugend) beziehungsweise in 89 Prozent (männliche Landjugend) irgendeinen Freizeitsport betrieben; in einem Sportklub waren 49 Prozent der männlichen und 15 Prozent der weiblichen Stadtjugend, sowie 58 Prozent der männlichen und 35 Prozent der weiblichen Landjugend (*Biener* 1972).

Fast die Hälfte aller nicht rauchenden Burschen, nämlich 48,2 Prozent sind Mitglieder in einem Sportverein, von den Rauchern jedoch nur 42,3 Prozent. Bei den Mädchen ist dieser Unterschied mit 34,2 Prozent gegenüber 36,1 Prozent nicht so deutlich.

Als Ergänzungen, welche die genannten Feststellungen untermauern, sind nachstehend noch die wöchentlichen Sportstundenzahlen in Freizeit und im Turnunterricht aufgeführt.

Tabelle 6: Sportverhalten und Rauchgewohnheiten von Kantonsschülern, Aarau (n = 648). Wöchentliche Sportstundenzahlen.

	0–2 Std.	3–5 Std.	6–8 Std.	über 8 Std.
Jungen, R (33%)	19	52	42	24
Jungen, NR (67%)	29	109	82	60
Total	48	161	124	84
Mädchen, R (32%)	16	27	22	8
Mädchen, NR (68%)	17	70	50	21
Total	33	97	72	29

8. Sportverhalten der Väter

Knapp die Hälfte der Väter übt irgendeinen Sport aus. Mehr als ein Viertel ist in einem Sportklub verankert. Auch in diesen Bereichen ist das Beispiel des Vaters für Sohn und Tochter wegweisend, sei es in sportfördernder oder sporthemmender Hinsicht, wie nachstehende Tabelle zeigt.

Tabelle 7: Sportverhalten der Väter und ihrer Kinder. Kantonsschüler, Aarau (n = 648).

	Treibt der Vater Sport?		Ist der Vater im Sportklub?	
	ja/%	nein/%	ja/%	nein/%
Jungen, Mädchen, Sc	154 = 57,2	115 = 42,8	72 = 26,8	197 = 73,2
Jungen, Mädchen, NSc	159 = 43,3	208 = 56,7	50 = 13,6	317 = 86,4
Total	313 = 49,2	323 = 50,8	122 = 19,2	514 = 80,8

Sc = Sportklub-Mitglied / NSc = Nicht-Sportklub-Mitglied

Die Väter der jugendlichen Sportklubmitglieder treiben also in 57,2 Prozent Sport, die der jugendlichen Nichtmitglieder hingegen nur in 43,3 Prozent. Bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 1 Prozent (Grenzwert 6,635) ergibt der Chi-Quadrat-Test einen Wert von 11,490. Damit ist statistische Signifikanz bewiesen. Mehr als ein Viertel der Väter gehört einem Sportklub an (26,8) gegenüber nur einem Achtel (13,6 Prozent) der Väter von Nichtsportlern. Auch dieser Unterschied ist signifikant, der Chi-Quadrat-Wert beträgt 16,455 bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 1 Prozent (Grenzwert 6,635).

9. Sportverhalten der Geschwister

Wieweit sich Geschwister in ihrer sportlichen Aktivität gegenseitig beeinflussen, sollten die nächsten Erhebungen zeigen.

Es zeigt sich, dass sowohl die älteren als auch die jüngeren Geschwister von Sportklubmitgliedern verhältnismässig mehr Sport treiben als Geschwister von Nichtsportlern. Ausserdem fällt auf, dass die jüngeren Geschwister (Mindestalter bei unserer Zählung ist 15 Jahre) mehr Sport treiben als die älteren.

Tabelle 8: Sportverhalten der Geschwister von Kantonsschülern, Aargau (n = 648)

	ältere Geschwister			jüngere Geschwister		
	S/%	NS/%	S + NS/%	S/%	NS/%	S + NS/%
Jugend + Mädchen, SC	86 = 52,4	49 = 29,9	29 = 17,7	49 = 64,5	20 = 26,3	7 = 9,2
Jungen + Mädchen, NSc	84 = 42,4	77 = 38,9	37 = 18,7	85 = 60,3	44 = 31,2	12 = 8,5
Total	170 = 47,0	126 = 34,8	66 = 18,2	134 = 61,8	64 = 29,4	19 = 8,8

10. Sportverhalten kontrasexueller Freunde

Ob sportlich interessierte Mädchen häufiger mit Sportlern oder Nichtsportlern freundschaftliche Kontakte pflegen und umgekehrt sportliche Burschen häufiger mit Sportlerinnen oder Nichtsportlerinnen befreundet sind, sollten die weiteren Untersuchungen zeigen. Als Ergebnis fällt auf, dass sportliche Jungen eindeutig sportliche Mädchen als Freundin bevorzugen. Jungen hingegen, welche keinem Sportklub angehören, haben zu gleichen Teilen sportliche und unsportliche Freundinnen. Bei Mädchen, welche in einem Sportklub Mitglied sind, bestehen fast ausschliesslich Freundschaften mit Sportlern, auch Nichtsportlerinnen hatten häufiger zu Burschen in einem Sportklub freundschaftliche Bindungen.

Tabelle 9: Sportverhalten kontrasexueller Freunde von Kantonsschülern, Aargau (n = 648).

	Freundin S/%	Freundin NS/%		Freund S/%	Freund NS/%
Jungen, Sc	65 = 60,7	42 = 39,3	Mädchen, Sc	47 = 87,0	7 = 13,0
Jungen, NSc	44 = 50,6	43 = 49,4	Mädchen, NSc	64 = 74,4	22 = 25,6
Total	109 = 56,2	85 = 43,8	Total	111 = 79,3	29 = 20,7

11. Zusammenfassung

In einer Studie an 648 Kantonsschülern aus dem Aargau (417 Jungen und 231 Mädchen) im Alter von 16 bis 20 Jahren wurden die Beziehungen zwischen dem Rauchen und dem Sportverhalten untersucht, ausserdem die Einwirkung des Tabakkonsums und der Sporttätigkeit der Väter auf die entsprechenden Gewohnheiten ihrer Söhne und Töchter beleuchtet. Es zeigte sich, dass 33 Prozent dieser Kantonsschüler rauchten, ebenso 32 Prozent der Schülerinnen. Von den rauchenden Schülern waren 58,3 Prozent der Väter ebenfalls Raucher, von den nicht rauchenden Schülern nur 44,7 Prozent; dieser Unterschied war statistisch mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 1 Prozent zu sichern. Die Mütter waren in 28,7 Prozent gegenüber nur 20,0 Prozent Raucherinnen. Auch die Geschwister sowie die kontrasexuellen Freunde rauchten bei den Tabakkonsumenten eindeutig häufiger. Innerhalb des Sportverhaltens zeigten sich ähnliche Unterschiede. 42,3 Prozent der rauchenden Schüler waren Sportklubmitglieder gegenüber 48,2 Prozent der nicht rauchenden Probanden; bei den Mädchen waren es 34,2 Prozent gegenüber 36,1 Prozent. Die Väter der jugendlichen Sportklubmitglieder waren selbst in 26,8 Prozent in einem Sportverein verankert, die Väter der jugendlichen Nichtmitglieder jedoch mit statistisch signifikantem Unterschied bei einer einprozentigen Irrtumswahrscheinlichkeit nur in 13,6 Prozent. Auch bei Geschwistern und kontrasexuellen Freunden waren die fördernden sportlichen Beeinflussungen und Beziehungen eindeutig; sowohl die älteren als auch die jüngeren Geschwister von Sportklubmitgliedern waren häufiger in Sportvereinen tätig als umgekehrt, Sportklubmitglieder hatten in 61 Prozent eine Sportlerin als Freundin, Nichtmitglieder nur in 50 Prozent. In einem Sportklub verankerte Mädchen hatten in 87 Prozent einen Freund aus einem Sportklub, Nichtmitgliederinnen nur in 74 Prozent. Die Ergebnisse dieser Erhebungen geben unter anderem weitere präventivmedizinische Hinweise für die Didaktik der Gesundheitserziehung zu diesen Themen in der Bevölkerung.

Literatur

Bothwell, P. W.: Med. Officer **102**, 125 (1959)

Biener, K.: Sport und Drogeninteressen der Jugend. Sportarzt und Sportmed. **9/10**, 22 und 245 (1974)

Biener, K.: Genussmittel und Suchtgefahren im Jugendalter. Karger-Verlag Basel 1969, S. 24

Biener, K.: Elternschaft und Partnerwahl rauchender Jugendlicher. Gesundheitsfürsorge **4**, 57 (1968)

Biener, K.: Sporthygiene und präventive Sportmedizin. Huber-Verlag Bern, 1972, S. 25 ff.

Lawton, M. P.: The J. Sch. Hlth. **8**, 337 (1963)

L'influence qu'exercent les parents sur la consommation de tabac et les activités sportives de leurs enfants (résumé)

648 élèves de l'école cantonale d'Argovie (417 jeunes gens et 231 jeunes filles) âgés de 16 à 20 ans, ont été choisis pour une étude ayant pour objet les rapports entre la consommation de tabac et le comportement sportif, ainsi que l'influence qu'exercent les pères qui fument et qui font du sport sur ces mêmes habitudes de leurs fils et de leurs filles. Il résulte de cette étude que le pourcentage des fumeurs que l'on trouve à cette école est de 33 pour cent chez les jeunes gens et de 32 pour cent chez les jeunes filles. Dans 58,3 pour cent des cas, le père était également fumeur et dans 44,7 pour cent seulement le père fumait et les enfants ne fumaient pas; cette différence a pu être assurée statistiquement avec une probabilité d'erreur de 1 pour cent. En ce qui concerne les mères, l'image se présente de la façon suivante: 28,7 pour cent dans le premier cas et 20 pour cent seulement dans le second. En outre on a constaté que l'on trouve nettement plus de fumeurs parmi les frères et sœurs et les amis de l'autre sexe, si l'élève en question fume.

Dans le domaine du comportement sportif, les différences sont similaires. 42,3 pour cent des élèves qui fument étaient membres d'un club sportif par rapport à 48,2 pour cent des non fumeurs; chez les jeunes filles la proportion était de 34,2 pour cent contre 36,1 pour cent. Dans 26,8 pour cent des cas, le père était également membre d'un club, tandis que chez les élèves non membres d'un club, le pourcentage n'était que de 13,6 pour cent; une différence significative du point de vue statistique, compte tenu d'une probabilité d'erreur de 1 pour cent. En ce qui concerne l'influence sur l'activité sportive des frères et sœurs et des amis de l'autre sexe, le résultat fut également clair et net; aussi bien les frères et sœurs plus âgés que ceux plus jeunes des membres d'un club étaient plus souvent actifs dans une société sportive que dans le cas contraire. Dans 61 pour cent des cas, les membres d'un club avaient une amie sportive, les non membres uniquement dans 50 pour cent des cas. Les jeunes filles actives dans un club avaient dans 87 pour cent des cas un ami qui était également membre d'un club, les jeunes filles non membres d'un club uniquement dans 74 pour cent des cas. Les résultats de cette enquête donnent, entre autres choses, à la médecine préventive des indications qui peuvent être utiles pour la didactique de l'éducation à la santé.

Anschrift des Verfassers:

PD Dr. K. Biener

Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich

Gloriastrasse 32, 8006 Zürich

Soziologische Aspekte der Koedukation

M. Schmole

Abgesicherte Aussagen zur Koedukation der Geschlechter können nicht gemacht werden, ohne dass die Probleme der

1. Lernpsychologie
2. Sozialpsychologie und Sozialisation
3. Motivationspsychologie und
4. Medizin beziehungsweise Genetik

mit in die Betrachtung einbezogen werden.

Der folgende Artikel wird sich im besonderen mit der Sozialisation der Geschlechter befassen.
Die Erkenntnisse der Lerntheorie und der Medizin sollen nur am Rande Erwähnung finden. Lerntheoretische Überlegungen liegen zudem der Sozialisations- und Motivierungsthematik zugrunde.

Grundannahmen der Sozialisationstheorie

Mit der Geburt wird der Mensch in einen genau umgrenzten Umweltausschnitt hineingestellt. Je nach dem dort vorliegenden Milieu und den vorherrschenden Anregungsbedingungen werden seine Anlagen entwickelt oder verdeckt, das heisst er wird sozialisiert.
Die erste Phase nennen wir «Primäre Sozialisation» oder auch «Sozialmachung» (vgl. Fend, 1973[6], 65 ff). Sie reicht bis zum 5./6. Lebensjahr.
In diesem Lebensabschnitt lernt der Mensch grundlegende Verhaltenstechniken in dem und um den Bereich der Familie. Er gewinnt durch Identifikation und Nachahmung mit und der Eltern ein eigenes Persönlichkeitsbild, das ihn befähigt, mit anderen Individuen in Kontakt zu treten. Mit dem Abschluss der «primären Sozialisation» wird in der Regel die Schulreife erlangt.
Die folgende «Sekundäre Sozialisation» soll aus dem Menschen eine eigenständige Persönlichkeit machen. Er erwirbt in dieser Phase Verhaltenstechniken, die ihm nach und nach einen Platz in der Gemeinschaft sichern sollen. Der junge Mensch löst sich aus dem Elternhaus und geht Bindungen ein, die über das elterliche Milieu hinausreichen können, das heisst er wird «flügge».
Aus dem mehr bedürfnis- und triebbestimmten Wesen wird ein sich frei entscheidender Mensch, der seine Fähigkeiten gezielt einzusetzen vermag.
Die Rollentheorie hat den Abschnitten der Sozialisation verschiedene Verhaltensweisen zuzuordnen versucht und damit ein Modell bereitgestellt, anhand dessen man die individuellen Verhaltensweisen zu interpretieren vermag.
Der Rollentheorie liegt der Gedanke zugrunde, dass jeder Mensch je nach gesellschaftlichen Zusammenhängen verschiedene Rollen übernimmt. Der Fussballspieler spielt in seiner Mannschaft die Rolle des Angreifers, zugleich in der Familie die des Sohnes und zugleich im Beruf die des Schlossers.
Neben der Verschiedenartigkeit der Rollen im inhaltlichen Bereich ergeben sich darüber hinaus Unterschiede qualitativer Art. So kann eine untergeordnete Rolle im Sport durch eine übergeordnete im Beruf kompensiert werden und umgekehrt (vgl. Wohl, 1975, in: Sportwissenschaft und Milenko, 1974, in: Leistungssport).
Im Bereich der primären Sozialisation übernimmt der junge Mensch eine Rolle. Die *Rollenübernahme* erfolgt durch Identifikation und Nachahmung.
Im Zwischenbereich von der primären zur sekundären Sozialisation erfolgt eine *Identifikation* mit der übernommenen Rolle, die bei manchen Individuen lebenslang erhalten bleiben kann. Erst die Integration bestimmter Verhaltensweisen und die daraus resultierenden Erfahrungen mit dieser Rolle ermöglichen dem Menschen den Schritt zur *Distanzierung* von der eigenen Rolle. Dabei wird die Rolle weiter beherrscht und ausgeübt. Innerlich aber hat man Abstand vom eigenen Verhalten gewonnen. Damit wird der Weg frei zur vierten Stufe, die nur von einer «Persönlichkeit» erreicht wird, zur *Solidarität.* Das bedeutet, dass die betroffene Person in der Lage ist, Verständnis und Achtung für das Rollenverhalten anderer Individuen aufzubringen.
Die Feststellung, dass eine höhere Stufe des sozialen Verhaltens immer nur auf der Basis der voraufgegangenen zu erreichen ist und somit die frühere Phase die folgende weitgehend bestimmt, bildet den Ansatzpunkt für die Psychotherapie.

Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation

Sozialisation in der Familie

Im Zusammenspiel des inneren Systems (Anlage) und des äusseren Systems (Gesellschaft) vollzieht sich die Reifung des Menschen. Da jeder Mensch unterschiedliche Anlagen in eine jeweils unterschiedliche Gesellschaft einbringt, muss eine unendliche Vielfalt von Individuen entstehen. Diese Vielfalt lässt sich nur grob systematisieren. Ein in jeder Gesellschaft vorzufindender Raster ist der der Geschlechtszugehörigkeit und der daraus resultierenden Erwartungen.
Schon in der Urfamilie kommt es aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit zu Aufgaben – oder Arbeitsteilung und damit zu unterschiedlicher Rollenvergabe. In fast allen Kulturen übernimmt der Mann die Rolle, Aussenbeziehungen der Familie oder des Stammes herzustellen und zu pflegen. Die Frau ist meist zuständig für das innere System der Gemeinschaft. Diese Rollenverteilung wurde im Laufe der Zeit standardisiert und institutionalisiert. Dadurch werden die wirklich vorhandenen genetischen Unterschiede langsam belanglos im Vergleich zu den Verhaltensnormen und -erwartungen der Gesellschaft. Zunehmend werden die biologischen Unterschiedlichkeiten mehr Anlass als Ursache für die Rollenverteilung (vgl. Schelsky, 1967, S. 16). Die Rollen sind so festgelegt, dass sich für das Individuum die Notwendigkeit ergibt, einen Teil seines Wesens unentwickelt zu lassen:
«Spätestens vom zweiten Lebensjahr an werden die Kleinkinder unterschiedlich behandelt, je nachdem ob sie Jungen oder Mädchen sind. Damit beginnt der Internalisierungsprozess, der Prozess, mit dessen Hilfe die Normen der Gesellschaft in geschlechtsspezifischer Weise eingeübt werden können.» (Bönner, 1973, S. 14.)
Laut Anger (Anger, in Bönner 1970, S. 245) werden dem Manne selbst von der Frau Eigenschaften wie Sachlichkeit, Führungsqualität, logisches Denken usw. zugesprochen.
Sich selbst sprechen Frauen mehr Eigenschaften, wie Ausdauer bei Routinearbeiten, schöngeistige Interessen, Neigung zum Auswendiglernen, Gefühlsbezogenheit und ähnliches, zu.
Die Übernahme der geschlechtsspezifischen Rollen wird schon von den Eltern in der primären Sozialisation programmiert. Selektiv werden manche Verhaltensweisen gefördert, andere gehemmt. Dies geschieht in erster Linie durch Lob beziehungsweise durch Tadel auf lernpsychologischem Weg.

Nach dem Gesetz von Merton (self – fullfilling – prophecy) bedingen bestimmte Verhaltenserwartungen, dass der zu Erziehende sich in seinem Verhalten immer mehr dem Vorausgesagten annähert. Dieses Gesetz hat natürlich auch in der geschlechtsspezifischen Sozialisation Geltung, zumal diese Erwartungen das entsprechende Verhalten auch dann noch auslösen, wenn sie von Personen gehegt werden, die einem anderen Geschlecht angehören, als die Person, die sie schon erfüllt (vgl. Brunotte, in: Strzelewicz, 1965, 282).
D.B. Lynn stellt auch zunächst eine Identifikation der Kinder beiderlei Geschlechts mit der Mutter fest.
Nun könne aber das Mädchen im Gegensatz zum Jungen zeitlebens bei der Identifikation mit der Mutter bleiben. Erleichtert wird ihr diese noch durch die normalerweise gegebene enge persönliche Beziehung und die ständige Gegenwart der Mutter. Der Junge muss indessen noch während der Kindheit zu einer Identifikation mit der männlichen Rolle überwechseln.
Zunächst ist schon der Identifikationswechsel eine Belastung für den Jungen; bedeutsamer ist jedoch, dass das Identifikationsobjekt, der Vater, nicht immer anwesend ist. Durch die nur gelegentlich mögliche Beobachtung des Vaters kommt es dazu, dass der Vater gewissermassen nur den «Rahmen» abgibt, in dem die Details fehlen. Folglich muss sich der Junge, um den Rahmen zu füllen, mit einem «abstrakten Vaterbild», mit einem kulturell bedingten Stereotyp, auseinandersetzen.
Durch diese Art des Identifikationsprozesses lernt der Junge zu abstrahieren, während die Mädchen die Prinzipien, die sich auf die weibliche Rolle beziehen, nicht zu abstrahieren brauchen, sondern sie ganzheitlich direkt übernehmen können.
Folglich entwickelt der Junge eine Beziehung zum Ziel statt zur Person. Statt einer Nachahmung des Umfeldes und einer Anpassung an die Umwelt, übt er eine Strukturierung des Umfeldes. Statt einer Imitation von Prinzipien übt er eine Abstraktion von Prinzipien.

So kommt es bei der Frau zur stärkeren Anpassung, zur grösseren Abhängigkeit von äusserlichen Gegebenheiten, Frauen erscheinen daher mehr «feldabhängig» (Witkin), während der Mann «feldunabhängiger» ist. Er ist weniger an Anschauung gebunden, wodurch ihm das Lösen von Problemen eher auf abstraktionstheoretischer Ebene gelingt.

Bereits in der Familie werden durch die geschlechtsbezogene Erziehung verschiedene Aufgabenbereiche dem Jungen auf der einen, dem Mädchen auf der anderen Seite zugeordnet. Die geschlechtsspezifische Bewertung von Mentalität, Temperament unter anderem, die unterschiedliche Auswahl von Spielzeug und Literatur tragen weiter dazu bei, die jeweils zugeordneten Motivationen zu lenken und zu fördern. So wird schliesslich das technische Interesse eines Jungen sowie die «Vorliebe» des Mädchens für das Puppenspiel als Konsequenz der unterschiedlichen genotypischen Eigenart dargestellt, ist aber eher auf sozialpsychologische Beeinflussung zurückzuführen.

Ohne jeden Zweifel lassen sich für die genannte Zuteilung biologische, genetische oder medizinische Erklärungen finden. Durch Tierversuche lässt sich zum Beispiel eindeutig nachweisen, dass es sich bei den Aggressionsdifferenzen der Geschlechter um hormonale und weniger um kulturelle Einflüsse handelt, wiewohl die Anwendung von Aggression zur Zielerreichung auch einen Lernvorgang darstellen kann, wenn Aggression zum Erfolg geführt hat.

«Es ist ja allgemein bekannt, dass Ochsen viel weniger aggressiv sind als Bullen und zwar offenbar deshalb, weil ihnen die Keimdrüsen entfernt worden sind» (Bönner, 1973, S. 17 f).
In die Phase der vermehrten Hormonausschüttung fällt die verstärkende Erwartung der Umwelt an die Jungen beziehungsweise Mädchen. Der Junge wird zum Wetteifer angeregt, das Mädchen jedoch bekommt von der Gesellschaft Passivität auferlegt:
«Etwa mit 13 Jahren (Pubertät; der Verfasser) entwickelt sich beim Jungen erst richtig ihre Angriffslust, ihr Wille zur Macht, ihre Freude an der Herausforderung. Um die gleiche Zeit verzichtet das kleine Mädchen auf rohe Spiele.» (Beauvoir, 1966, 109.) Das Mädchen muss sich gezwungenermassen mit diesen Forderungen abfinden, und so wird einer seiner charakteristischen Grundzüge der der Resignation. Die Frau versucht daher immer eher zu erhalten, auszubessern und sich zu behelfen, statt zu zerstören und neu aufzubauen. Sie wird somit zum Hort des Konservatismus und sie gibt in einem circulus vitiosus die gleiche Einstellung wieder an ihre Tochter weiter. Daraus erklärt sich auch, dass, wie vielfach festgestellt, die Frau anpassungsfähiger ist als der Mann (vgl. Hofstätter, 1971, S. 15 f). Sie reagiert in ihren vegetativen Funktionen flexibler auf die Umwelt, was bedeutete, dass auf der anderen Seite der Mann nicht nur aufgrund seiner sozialen Rolle eine grössere Aktivität entfaltet, sondern dass diese Aktivität auch ein Ergebnis seiner geringeren Anpassungsfähigkeit ist (vgl. Bönner, 1973, S. 17).

Sozialisation in Schule und Verein

Entsprechend ihrem Verhalten in der Familie zeigt sich das Mädchen auch in grösseren sozialen Feldern wie der Schulklasse, das heisst in Bereichen, in denen die sekundäre Sozialisation vollzogen wird, vorgeprägt.
Wawrzyniak (1959) hat mit Hilfe des Soziogramms nach Moreno einige Untersuchungen angestellt, um das Verhalten von Jungen und Mädchen in gemischten beziehungsweise gleichgeschlechtlichen Klassen aufzuschlüsseln. Diese Ergebnisse, die im folgenden referiert werden sollen, wurden durch eigene Untersuchungen in verschiedenen Sportvereinen (Basketball und Leichtathletik) überprüft und insbesondere in bezug auf positive und negative Beziehungswahl bestätigt.
Es ergibt sich insgesamt der Eindruck, dass die Mädchen gefühlsbetonter handeln und denken und damit in einer zielorientierten Gruppierung, wie sie die Schulklasse darstellt, mehr Zündstoff liefern als die Jungen. Aufgrund ihrer Personenorientiertheit sind jedoch auch die positiven Beziehungen der Mädchen tiefer greifend und dauerhafter als die der Jungen. Wawrzyniak (1959) stellt im einzelnen fest, dass in gleichgeschlechtlichen Klassen bei Mädchen eine stärkere Tendenz zur positiven Einstellung gegenüber Mitschülerinnen festzustellen ist als bei Jungen.
In gemischtgeschlechtlichen Klassen findet eine Angleichung in bezug auf die positive und negative Beziehungswahl statt. Dabei ist jedoch insgesamt die soziale Aktivität geringer. In gemischtgeschlechtlichen Klassen sind die Mädchen in ihrem negativen Ausdehnungsvermögen (Anzahl der Negativwahlen) überlegen. Es hat demnach den Anschein, als wirke die Anwesenheit von Jungen in den gemischten Klassen unruhestiftend auf die Mädchengruppen, während Jungen in ihren sozialen Beziehungen ausgeglichener sind.

Der soziodynamische Effekt der Polarisierung zwischen Begünstigten und Benachteiligten tritt bei Mädchen stärker auf als bei Jungen. Die Konflikt- und Spannungsmöglichkeiten unter Mädchen sind demnach grösser.
Es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn der soziale Zusammenhalt bei den Jungen in Koedukationsklassen im Durchschnitt mehr als doppelt so hoch ist, wie in reinen Knabenklassen. Die Mädchen zeigen dagegen meist bessere Integration, wenn sie in Mädchenklassen unter sich sind (vgl Wawrzyniak, 1959, S. 75 ff).
Betrachtet man die Funktion der Schule in der Sozialisation der Geschlechter, so wird die Widersprüchlichkeit der Institution Schule deutlich: als gesellschaftliche Einrichtung ist sie dem Gleichheitsprinzip verpflichtet und steht generell allen offen. Dadurch aber, dass sie sich überwiegend gleichgültig den «hergebrachten» Unterschieden gegenüber verhält, verstärkt sie noch die vorhandenen Mängel. Wenn auch die Lehrerschaft bemüht sein mag, kein Geschlecht dem anderen vorzuziehen, so zeigt sich doch, dass Mädchen weniger für Selbständigkeit und Aktivität, mehr für Anpassung und Wohlverhalten belohnt werden.
Die durch die Erziehung in der Familie einseitig geprägte Orientierung der Mädchen auf ihre Rollen in Familie und Beruf setzt sich also in der Schule fort. Diese Erziehung hat die Funktion, unter Berücksichtigung der den Frauen zugeteilten Rollen, durch spezifische Erziehungsinhalte und -methoden zur Integration der Frau in ein bestimmtes System beizutragen. Nun tragen diese Erziehungsinhalte und -methoden wesentlich zur Benachteiligung und Diskriminierung der Frau, zur Erhaltung ihrer oft unterbewerteten Stellung in Beruf, Familie und Gesellschaft bei.

Sozialisation im Beruf

«Nach wie vor erhalten Mädchen seltener als Jungen eine Chance, weiterführende Schulen oder eine Lehre zu absolvieren. Weder in Hochschulen und Gymnasien noch in den Lehrbetrieben erreichen sie den Wert, der ihrem Anteil an den jeweiligen Geburtenjahrgängen, nämlich 49 Prozent entspräche.» (Pross, 1969, 11.)
Selbst wenn sich die Mädchen und ihre Eltern so weit von den übernommenen Vorstellungen gelöst haben, dass sie eine über die Volksschule hinausgehende Ausbildung wünschen, beschränken sie sich meistens auf Berufe, die dem weiblichen Wesen besonders entsprechen sollen (vgl. Treinen/Brothun Die Stellung der Frau in Industriegesellschaften, in: Bönner, 1973, S. 252 f).
Mädchen entscheiden sich überwiegend für Berufe, die sozialen Kontakt ermöglichen (Verkaufsberufe, Friseurhandwerk, usw.), oder für solche, die ausdrücklich als Hilfsfunktion zu anderen Berufen gekennzeichnet sind (zum Beispiel für den Beruf der med.-techn. Assistentin, Bürogehilfin, usw.) und sie wählen Berufe, die sich aus der Mutterrolle herleiten lassen (Kindergärtnerin, Lehrerin, Ärztin). Mit anderen Worten: Frauen versuchen, in ihren Berufsrollen «das zu verwirklichen, was nicht allzusehr von der gewohnten weiblichen Rolle des Pflegens und Betreuens abweicht» (Höhn, 1964, S. 43).
Der Versuch der Konfliktvermeidung zwischen dem traditionellen Rollenstereotyp und den tatsächlichen Berufsanforderungen setzt sich in der Berufsausbildung fort. So fungieren Erziehung und Ausbildung als Wall, mit dem sich das System gegen Veränderungen schützt.

Sozialisation im Sport

Sehr deutlich zeigen sich die Erwartungen an weiblichen Rollenverhalten auch im Sport. Das Bemühen um die Wahrung der «Schicklichkeit» und das Leitmotiv der Ästhetik finden bis heute Niederschlag in Literatur und in Richtlinien. (In Richtlinien für den Schulsport in Niedersachsen heisst es, dass auch im Wettkampf und im übrigen durchaus zugelassenen Leistungsstreben das «Gefühl für die Anmut» nicht verloren gehen darf.)
Dabei sagte schon Helene Lange, «dass die Frau nicht für den Mann und wie es den Bedürfnissen des Mannes entspricht gebildet werde, sondern um ihrer selbst willen» (zitiert aus: Hoffmann, A., 1965, 22).
Die sportlich besonders aktive Frau wird folglich auch heute noch vielfach mit Misstrauen bedacht, die Vorstellungen von der Anlehnungsbedürftigkeit, Weichheit, Gefühlsbetontheit und Unselbständigkeit der Frau ist immer noch gängig. Die wenig einschlägige Literatur liefert dafür noch Bestätigung: so ist für Buytendijk (1956, S. 318 bis 324) die dynamische Bewegung etwas typisch Männliches; der ursächliche Impuls zu einer Handlung entspringe beim Manne der Intention, einen Widerstand zu überwinden. Die Bewegung habe bei ihm einen in Tempo und Kraft ansteigenden Verlauf mit einem energischen Höhepunkt gegen Ende des Bewegungsablaufs (Beispiel: der wippende, kraftvolle Gang des Mannes). Die weibliche Bewegung dagegen sei Ursprung einer reaktiven Einstellung und deshalb fliessender und gleichmässiger, sie gleiche einer Wellenbewegung.
Konsequenterweise herrscht die Meinung vor, dass die Frau eher fliessende, rhythmische, runde und zyklische Bewegungen im Sport lerne, dass ihr Sportarten wie Fussball und Handball zum Beispiel weniger lägen, da diese Spiele für Frauen zu dynamisch seien. (Daher rührt andererseits das Vorurteil, der Mann sei für rhythmische Gymnastik ungeeignet.)
Es ist folglich nicht erstaunlich, wenn im Zusammenspiel von Anlagen und Umwelt die absolute Leistungsfähigkeit der Frau wesentlich unter der des Mannes bleibt (vgl. dazu Mellerowicz/Meller: Training, 1972, S. 58/59 und 5. Gymnastrada Basel 1969: Sportliche Betätigung des Mannes. Sportliche Betätigung der Frau, Basel 1970).
Ebenso bleibt die sportliche Aktivität der Frau im Vergleich zum Mann qualitativ und quantitativ unterentwickelt (vgl. dazu Artus, 1974; Henning, 1965, Grössing/Speiser/Altenberger o. J.).

Konsequenzen sozialer Einflussnahmen auf die Geschlechterrolle

Zum Abschluss der Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation sollen Konsequenzen und Möglichkeiten einer Umorientierung aufgezeigt werden.
Da der Körper keine «Sache» ist, sondern eine «Situation», mit der der Geist sich auseinandersetzt, oder mit der er übereinstimmt, stellt er gleichzeitig unser Mittel zur Erfassung der Welt dar (vgl. Grupe, 1965, S. 41 ff und Grupe, O., 1973³, S. 17 ff).
Da der Körper der Frau schwächer ist, ist ihre Erfassung der Welt beschränkter. Sie verfügt bei der Bewältigung ihrer Situation über weniger Fertigkeiten, was bedeutet, dass ihr individuelles Leben weniger reich ist als das des Mannes (vgl. Beauvoir, 1966, S. 14). Trotz dieser heute noch eklatanten Benachteiligung der Frau ist unsere Gesellschaft darauf ange-

wiesen, mehr und mehr das Begabungspotential auch der Frau auszuschöpfen und zumindest auf intellektuellem Gebiet zunehmend gleiche Leistungen von Mann wie Frau zu verlangen.
Das ist aber nur dann möglich, wenn wir bewusst eine Art «Komplementärerziehung» betreiben (Höhn, 1964), das heisst es müssten bei beiden Geschlechtern in Zukunft gerade die Seiten der Persönlichkeit gefördert werden, die im traditionellen Rollenstereotyp vernachlässigt wurden. Das hiesse, dass Mädchen mehr zu Tätigkeiten in technischen, naturwissenschaftlichen, politischen, sportlichen und ähnlichen Bereichen ermutigt werden sollten. Die traditionell weiblichen Eigenschaften wie Gefühlsorientiertheit und Empfindsamkeit müssten durch gezielte Erziehung zu Rationalität, Sachlichkeit und Selbstbeherrschung ausgeglichen werden.
Bei Jungen müssten hingegen die Anlagen zur Anpassungsbereitschaft, zum Einfühlungsvermögen, zur Flexibilität verstärkt werden, die aggressiv-dominierenden Verhaltenszüge abgeschwächt werden.
Die Beschneidung und Unterdrückung der auch beim Mann angelegten oder von ihm erlernbaren Eigenschaften, die soziale Normierung, zwingt die Individuen dazu, wie Schelsky, (1967, S. 22) sagt, «die in ihnen vorhandene Variabilität angeborener Charakterzüge und Verhaltensweisen» zu beschränken. Dabei braucht ein Mann immer mehr die «weiblichen» Tugenden der Anpassungsfähigkeit und Hingabefähigkeit, um lebenstüchtig zu sein. Das Fehlen dieser Eigenschaften erweist sich heute vielfach als psychischer Mangelzustand, der zum Scheitern auch im Beruf führen kann.
«Bei den Frauen ist es umgekehrt. Wenn man nur anpassungsfähig ist..., – wenn man kein Ziel hat, das man aktiv anstrebt, wenn man sich auf andere verlässt, weil man gelernt hat, sich stets an andere anzulehnen und anzupassen, dann ist man ebenfalls von Krankheit und Scheitern bedroht. Im Lichte der Erkenntnisse der psychosomatischen und psychosozialen Medizin, können wir heute sagen, dass die klassische männliche Prägung und die klassische weibliche Prägung in unserer Zivilisation nicht mehr zur Lebensbewältigung ausreichen». (Kilian, in: Bönner, 1973, S. 126.) Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass der Abbau dieser spezifischen Rollenerwartungen zu einem gesellschaftlichen Umbruch führen muss, da er die Fundamente unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens angreift. Die weiterhin unbewusste beziehungsweise selbstverständliche Rollenzuteilung mit den dahinter stehenden Erwartungen gibt den Individuen Sicherheit in der Einschätzung des Sozialpartners.
Es schliche sich in den Umgang mit anderen Individuen nach der sowieso schon weitgehenden Differenzierung durch die vielfältigen Lebensmöglichkeiten in der arbeitsteiligen modernen Industriewelt ein weiterer Unsicherheitsfaktor ein.
Die Rollenzuteilung würde erheblich erschwert. Intellektuelle und emotionale Kapazitäten würden beansprucht und verbraucht, die in einer Welt der Selbstverständlichkeiten anderweitig verfügbar wären.

Literatur beim Autor.

Adresse des Autors:
Matthias Schmole, St. R. i. H., Sprangerweg 2, D-34 Göttingen

Zusammenfassung

Im Überblick kann man sagen, dass

1. biologische Gegebenheiten
2. soziale Einflüsse und daraus resultierend
3. psychische Haltungen

in einer Art *Funktionskreis* zusammenwirken, und die Rolle der Frau in der Gesellschaft bestimmen.
Die Koedukation in der Schule ist nun von den Pädagogen dazu ausersehen, den Kreis aufzubrechen. Damit soll die Koedukation gesellschaftlich verändert wirken.

1. Sie soll eine Rollenfixierung vermeiden,
2. sie soll helfen, die in der Person angelegten Eigenschaften zur Entfaltung zu bringen und zwar unabhängig vom Geschlecht,
3. sie soll zu einem besonderen Verständnis der Geschlechter beitragen und damit eine neue Aufgabenteilung schaffen (denn ohne sie kann unsere Gesellschaft nicht funktionieren),
4. sie soll kurzum bei der Schaffung eine emanzipierte Gesellschaft mitschaffen, die frei von irrationalen Zwängen ist.

Leistungsanforderungen sollen in dieser Gesellschaft nicht geschlechtstypisch differenziert gestellt werden (womit vielleicht auch der Leistungsdruck auf einzelne Individuen abgeschwächt wäre), sondern individuell je nach Neigung, Interesse und Fähigkeit.
Die gleichzeitige Abwendung von der absoluten Leistung und die Hinwendung zu einer relativen Leistung wäre damit gegebenenfalls verbunden.
Koedukation in der Schule als Hebel zur Gesellschaftsveränderung?
Koedukation im Sport (3 Stunden wöchentlich) als Kernpunkt des Ansatzes?
Müssen wir in Anbetracht des Gesagten, ohne das Problem des Transfer auch nur angedeutet zu haben, nicht fragen, was machbar ist und was zu optimistisch ist?

Aspects sociologiques de la coéducation (résumé)

En conclusion, on peut dire que les données biologiques, les influences sociales et les attitudes psychiques qui en résultent, agissent comme une sorte de cercle fonctionnel et déterminent le rôle de la femme dans la société. Du point de vue des pédagogues, la coéducation à l'école doit ainsi être conçue de façon à faire éclater ce cercle. De ce fait, la coéducation doit agir dans le sens d'une modification de la société.

1. Elle doit éviter la fixation d'un rôle,
2. elle doit aider les propriétés personnelles à s'épanouir, et ceci indépendamment du sexe,
3. elle doit contribuer à une compréhension particulière des deux sexes et également à une nouvelle répartition des devoirs (car sans celle-ci, notre société ne peut fonctionner),
4. elle doit contribuer à la création d'une société émancipée et libérée de contraintes irrationnelles.

Les exigences à l'effort ne devraient pas être définies dans notre société par rapport au caractère typique des sexes (ce qui peut-être diminuerait la pression de performance qui pèse sur chaque individu), mais de façon individuelle et selon les tendances, les intérêts et les capacités.
Par la même occasion, on cesserait de considérer uniquement la performance absolue en se rattachant bien plus à la performance relative.
La coéducation peut-elle être un levier pour la modification de la société?
La coéducation dans le sport (3 heures par semaine) peut-elle être le noyau central d'un point de départ?
Devons-nous, par rapport à ce qui a été dit, et sans avoir évoqué même faiblement le problème du transfert, nous demander ce qui est faisable et ce qui est trop optimiste?